

# Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Neb., Donnerstag, den 9. August 1917

## Prinz Paul.

Skizze von Eugen Stangen.

„Kommst Du denn wirklich nicht mit, Paul?“  
Florchens Stimme klang ganz schmolend. Florchchen hing wirklich an ihrem Bruder. Der aber band sich gelassen den neuen dunkelgrünen Selbstbinder sorgsam und kunstvoll und sagte breit und ruhig: „Ne.“  
„Na das weißt Du doch nun schon, Florchchen, daß der Prinz immer was Apartes haben muß.“ sagte der gutmütige, rundliche Gerhard Schmeling, mit dem Florchchen nun schon ein Jahr „ging“. „Wer weiß, in welchen höchsten Kreisen der Prinz jetzt verkehrt.“  
Gerhard lachte gemächlich. „Prinz“ — ja das blieb nun einmal Paul Arnolds Spitzname. Hübsch und apart sah er ja auch aus. Und wie er sich kleidete — tiptop, tadelloß. Geld hatte er ja auch „wie Mist“, wie er sich drastisch ausdrückte. Er war ein so vorzüglicher Techniker und Effizienzarbeiter, daß ihm so leicht keine Schmach. Dabei sparsam! Die Summen auf der Sparte saßen häuften sich recht ansehnlich. Bloß so'n bißchen hoch hinaus sind ihm der Sinn. Mit Gerhard und Florchchen nach'n Rentop gehen, das war gar nicht sein Geschmaç.  
Florchchen aber gab den Kampf noch nicht auf.  
„Du — Paul — heut wird doch der „Ruf nach Liebe“ gegeben. Und Leska freut sich auch schon darauf, Leska rechne, bestimmt auf Dein Mittommen!“  
„Leska?“ fragte Paul Arnold, als läme der Name aus einer ihm ganz fremden Welt.  
„Na, ja, Leska,“ lachte Florchchen halb tonisch berührt, halb geärgert auf. „Fräulein Leska Emfe, die Dich nun einmal dumme Weise liebt.“  
„Das tun andere auch,“ sagte der Prinz überlegen. „Leska, ach was — die soll sich erst mal richtig um'n Kopp machen. Die Schleife ist ihr ja ewig schief.“  
„Du bist scheußlich,“ rief Florchchen getränkt. Aber der Prinz machte sich nichts daraus und schritt zum Zimmer hinaus.  
An Leska denken mußte er darum doch, hübsch war sie ja. Lieb, das schmale seine Gesichtchen mit den großen braunen Augen und der zierliche Nase. Aber ihre greuliche Art, sich im Raden eine große schwarze Schlupfhaube anzusetzen! Schauderhaft! Die Schlupfhaube strahlte zu beiden Seiten des Gesichtes wie Geflochten herab — und ewig schief. Das war dem Paul unerträglich. . . Und immer diese Schlottelblusen zu dem ewigen schwarzen Köchen — spießig!  
Paul Arnold fühlte sich ganz als Prinz, als er den Potsdamer Platz betrat. Den liebte er. Die lichtschimmernden eleganten Vergnügungsgäßchen ringsum gefielen ihm.  
Er trat in eines der großen prunkvollen Kaffeehäuser. Müßig konnte ihm rauschend und lodend entgegen. Ganz überall. Man war so fort in Stimmung. Paul sah seitwärts in eine Spiegelfläche. Wellig und tadelloß lag ihm die schwarze Tolle etwas seitwärts in die Stirn. Er war zufrieden — er nahm an einem Pfeiler Platz. Müßig sah sich's hier, mit Wägenbedeckung und doch mit freiem Blick über den schönen straßenleeren Raum und mit vollem Ausblick zum Dreieck.  
In sein Schauen und Träumen klang ein leises, moduliertes „Gesätsen“.  
„Eine sehr elegante, hellblonde Dame wollte an seinem Tischchen Platz nehmen.“  
„Bitte — bitte sehr!“ beugte sich Paul beifällig zu sagen.  
Der Kellner brachte der jungen Dame Kaffee. Sie wollte gleich bezahlen, kramte in ihrem Täschchen herum, wurde sehr verlegen — kramte eifriger — und stöhnte endlich: „Ich hab' mein Geld vergessen!“  
Das war etwas für Paul, da war er ganz Kavalier.  
„Gesätsen Fräulein, daß ich die Reinigkeit auslege!“ Und er warf dem Kellner einen Schein hin.  
Die junge Hellblonde sah entzückt zu Paul empor — und lächelte wie in wortloser Ergriffenheit.  
Und als der Kellner gegangen war, ließ sie sich wie erschöpft zurück-sinken.  
„Ach — wenn man so allein in

Berlin steht — niemand hat — und so kämpfen muß — da wird man schließlich ganz wirr — erschöpft.“  
„Niemand?“ Paul erregte sich. Wenn er dieser eleganten jungen Dame Bekümmert sein dürfte?  
„Kämpfen?“ fragte er, „Fräulein haben zu kämpfen?“ Die Hellblonde ließ den Pelzmantel von den Schultern energisch zurückfallen, so daß ihr schlanker Oberkörper in der busigen, durchschimmernden, schwarzen Füllerschleierung wie eine wunderschöne Blüte aus der goldlichen Pelz-umrahmung wuchs, richtete sich entschlossen hoch und rief geradezu: „Ja — ich kämpfe! Kämpfe um Schloß Löwinghausen, das mein rechtmäßiges Erbe ist, und das mir ein weitaufgeklärter Richter streitig machen will. Hier — das bin ich!“  
Sie warf Paul eine Visitenkarte hin.  
Er sah: „Baroness Astrid von Sterna-Löwinghausen.“  
Seine Erregung wuchs. Jäh rot und irritiert wurde er. Dann gab er sich einen Ruck.  
„von Arnold“, stellte er sich vor. Baroness Astrid lächelte, wieder das Lächeln einer halben Verächtung.  
„Ein Gelmann — oh, ich ahnte es.“  
Und dann fiel sie wieder zurück und wurde sehr traurig.  
„Und jetzt — vor dem Ziel — soll alles scheitern.“  
„Warum?“ fragte Paul glühend.  
„Weil meine Geldmittel erschöpft sind, weil ich meinem Rechtsanwalt dreihundert Mark einschicken soll zur Weiterführung — wir stehen vor dem Haupttermin.“  
Wie ergriffend, rührend, zerbrochen sie ihn ansah.  
„Fräulein Baroness,“ sagte Paul — er wußte wirklich keine andere Anrede — „Fräulein Baroness — wenn ich Ihnen helfen dürfte — ich brächtige Ihnen morgen das Geld sofort!“  
„Herr von Arnold“ — — war das Ablehnung, dankbare Annahme?  
„Fräulein Baroness?“ — — und sie nannte ihm die Adresse, notierte sie ihm mit einem reizenden goldenen Stift auf die Visitenkarte — und sah ihn dann so groß, so tief, so lange an, daß ihm drühsiedend heiß wurde — „wenn Sie morgen kommen, zeige ich Ihnen Bilder von Löwinghausen, erzähle Ihnen von dem alten, herrlichen Besch.“  
Paul ging wie auf Wolken heim.  
Es war doch gut, daß er seiner Arbeit wegen noch immer rekrutiert war. Jetzt freute ihn das. Freilich — wer weiß, wie lange noch. Die Rekrutierten sollten ja jetzt alle fort. Gerhard Schmeling hatte es besser, der hatte den Herzklaps, — war d. u., — tat aber jetzt Zivil-dienstpflicht.  
Andern Tags ging Paul zur Baroness Astrid. Sie wohnte im Westen, in der Ansbacher Straße, bei einer „verwitweten Geheimen Justizrat“. Es war alles richtig. „Wenn ich bloß nicht mal ins Berlinische verfallen“, dachte Paul.  
Die Baroness von Sterna-Löwinghausen empfing ihn mit wirklich rührender Freude und in einem schlichten, weihwilligen Teeliebe, das Paul einfach süß fand. Sie bereitete ihm Tee, — sie zeigte ihm die Bilder von Löwinghausen. Welch ein altes, herrliches, romantisches Schloß! Burgartig und eisenumrandet. Feuersche Säule mit Bogen und Säulen und gewölbten Deden. Astrids Stimme tönte dabei moduliert und innig: wie sie sich freue, nun endlich eine Seele zu haben im großen Berlin — jemand, mit dem sie doch auch mal ausgehen könnte — einen Menschen, der es ehrlich und gut mit ihr meinte. . . Prinz Paul verlor ganz die Befinnung und schwamm in Wonnen. . .  
Ja, sie trafen sich öfters — sie gingen zusammen aus — in die Oper — in den Zirkus — ins Café. Die arme Baroness geriet freilich wieder und wieder in Geldnöte, — der Prozeß zog sich so blindschleichenhaft in die Länge. . . Nun, Paul war Kavalier — Freund — er brachte bald wieder einen Hunderte — dann zwei — dann drei Hunderte. . .  
Und wenn die Baroness von Sterna dann „Herr von Arnold“ sagte — dann vergaß Paul alles, auch den letzten Vernunftrest. Und immer inniger, hingebender wurde die Baroness, bis sie endlich selbstvergessend: „Paul“ rief. Da rief er „Astrid“ und schloß sie in seine Arme. Nun war er verlobt! Mit einer Baroness!

Freilich — die Verlobung mußte noch geheim bleiben, bis Löwinghausen erstritten war. Dann wollten sie heiraten, auf Löwinghausen einziehen!  
In dieses Glück kam ein jähes Erschrecken. Astrid mußte Hals über Kopf abreisen, nach Reichental zu ihrem Rechtsanwalt — es stand alles auf dem Spiel — sie bedurfte einer größeren Geldsumme. . . Mit schweren Herzen hob Paul sein Guthaben ab, — zwei schöne Tausendmarkscheine — sein alles — und brachte sie zu Astrid. Die hatte ihm die Reichentaler Adresse schon aufgeschrieben: „Mit dem Achtungsbegrüßung muß ich fort! Aber Du kommst nach sobald Du kannst! Du schreibst mir! Ich schreibe Dir!“  
Astrid — ging draußen unangenehm laut die Schritte. Die „verwitwete Geheimen Justizrat“ öffnete — wollte einen Herrn zurückhalten — aber dieser Herr schob die Verwitwete einfach beiseite, durchmaß rasch den Korridor, rief die Tür auf, trat herein und rief:  
„Sie sind Anna Sternberg?“  
Astrid, die zusammengequert war, richtete sich mit Hobeit auf:  
„Ich bin die Baroness von Sterna-Löwinghausen — und hier — Herr von Arnold — mein Bräutigam.“  
Der Kriminalbeamte lächelte, er wandte sich an Paul.  
„Sind Sie etwa auch einer der Geprüften? Gestern erst hat die Anna Sternberg, die wir sehr wohl kennen und schon lange suchen, obwohl sie sich jetzt das Haar hellblond gefärbt hat — einem alten Herrn die Briefstasche entwendet.“  
Dem Prinzen Paul fiel es jetzt wie Schuppen von den Augen. „Ich hab' ihr eben zwei Tausendmarkscheine übergeben,“ kammelte er.  
„So — na, dann komm' ich ja noch zurecht,“ lachte der Beamte. Und Paul bekam seine Tausender wieder. Anna Sternberg, die ihre Flucht vereitelt sah, mußte dem Kriminalbeamten folgen. . .  
Paul eilte heim. Gottlob, daß niemand von seiner Blamage erfuhr, daß er die Baronessverlobung noch geheimgehalten hatte.  
Florchchen und Gerhard saßen auf dem Sofa. Glücklichweise störte der Herzklaps den Gerhard in der Liebe nicht. Er sah ganz urdehlig glücklich aus. Und zu dreißig sah da ein Mädchen in einem schiden, dunkelblauen foltentweirten Kleide, die Spengertaille mit weißem Spitzenfuch, — und keine graßliche Mozartschleife mehr mit eiselothenhaften und schiefen Schlupfen — weilig geschüttelt das braune Haar und hinten in Wieder-meierzöpfchen gelegt. Paul war ganz starr.  
„Was hast du denn?“ fragte Florchchen.  
„Na, Prinz!“ rief Leska Emfe.  
„Nichts mehr von Prinz!“ rief Paul rabiat. „Du, Leska, ein Heuschke bin ich gewesen, blödsinnig vor ich, eine Dummeheit hab' ich gemacht. Aber jetzt bin ich vernünftig, und du bist meine Leska!“  
Und er küßte die Leska ab, daß ihr Hören und Sehen verging.  
— Ein Literaturkenner.  
„Haben Sie Freitag's „Soll und Haben“ gelesen?“  
„Warum gerade Freitag's?“  
— Sorgen. „Du bist ja so traurig, alter Freund; was drückt Dich denn?“  
„Der neue Hut meiner Frau!“  
— Aus einem Gendarmen-richter. Der Jngos Huber trug bei der letzten Kauferei am Hintertopf eine Beule davon in der Größe eines landläufigen Pfundgewichtes = 500 Gramm.  
„Nichts drinn? gewesen, wie?“  
— Je nach dem Bekannten: Wo werden Sie denn nächstes Jahr hinfahren?  
Herr: Wenn wir diesen Winter eine tüchtige Köchin kriegen, nach — Marienbad!  
— Beweiz. Wirtin (zu einer Freundin): „Ich weiß nicht, ich nehme jetzt so stark ab; am meisten spüre ich es an den Fingern. . . erst heut' hatte ein Gast meinen Ehering im Sauerkraut!“  
— Durch die Blume. „Warum sind Sie denn in letzter Zeit gar so nachlässig, Vina?“  
„O, gnädige Frau dürfen durchaus nicht glauben, daß es deshalb ist, weil ich zu meinem Namenstag von Ihnen nichts bekommen habe.“  
— D u r c h f e h r e r. Sein ganzes Leben war ein fortwährender Dampf.

## Krieg und Ehe.

Skizze von Eske Krafft.

„Krieg und Ehe“ lautet das Thema, das sich die Vortragende gestellt. Und, da es eine Frau und Schriftstellerin war, die in Schrift und Wort schon oft für die Grundfragen menschlichen Glückes und sozialer Höherentwicklung mutig und dahindrehend gewirkt hatte, war auch zu dem heutigen Vortrag die Zahl der Zuhörer groß.  
Und die Rednerin kam, sprach . . . und enttäuschte.  
Es kam nichts, was man nicht schon vorher gehört oder gelesen hatte von dieser Frau. Mit viel Temperament und selbstlicherer Gefälligkeit wurden die stillen Richtlinien der monogamen Ehe gelezt, und besonders der jungen Generation Ratsschlage gegeben, zu einer alleinseligmachenden Verbindung zwischen Mann und Weib zu kommen. Niemand dürfe dem stärkeren Geschlecht erlauben sein, was dem schwächeren zur großen Sünde angerechnet wird, nur die heiligste Reinerhaltung der Ehe von beiden Seiten ist die Grundlage des Glückes und einer gesegneten Zukunft für Kind — und Kindeskind. . .  
„Ja,“ jauchzte es in vielen Frauen-seelen wieder, die es hörten, und mit ihren tiefsten Empfindungen verglichen, „das ist doch selbstverständlich, . . . das lehrte uns ja schon das sechste Gebot, wir wissen und wollen es längst, wo aber sind die Wege zu jenen glückseligsten Höhen?“  
Die Antwort blieb aus, die man heute erwartet hatte. Die vielen fragenden, heißen Mädchenaugen warteten auf ein Bräutlein hüben und herüber, so daß der Mund der Rednerin die brennendste Frage aussprechen mußte, die auf aller Lippen lag: „Was aber soll mit jenen Frauen geschehen, die ihre unverbrauchte Liebesfülle einjam mit sich tragen, denen Schicksal und Krieg Ehe — und Mutterhoffen entzwei-brach, wie es zehntausendfach geschah und noch geschehen wird von Tag zu Tag“ . . . . . Eine atemlose Pause folgte. . . . .  
Die glückliche Frau und Mutter am Rednerpult lächelte ein ganz klein wenig unfrei vor dieser Atemlosigkeit.  
„Wozu haben wir unsere Kolonien?“ sagte sie dann beinahe überflürzt hastig. „Unsere Vertreter europäischer Kultur hängen da draußen in ihren verantwortungsvollen Ämtern nach der weißen Frau, . . . reiche Arbeitsfelder stehen dort auch für das weibliche Geschlecht für Jahrzehnte offen, zieht hinaus in die Fremde, wenn ihr daheim die Männer nicht findet, die euch ein Eheglück geben und eine Mutterhoffnung.“  
Langsam, wie widerwillig, leert sich der große Saal.  
„Das hätte nicht kommen dürfen,“ sagte eine alte Dame laut und wehmütig, indem sie mit bebenden Fingern ihre Garderobenmarke in der schwarzen Handtasche suchte. „Unsere Kolonien. . . . . unsere lieben Schmerzenskinder geht im Kriege, . . . frei vom Feind und frei von Blut müssen sie erst werden, und dann . . . dann, ob mit oder ohne Mann, wird unser Vaterland sicher noch Raum genug bergen, um Glückseligmachten darauf neu erstehen zu lassen.“  
Lore Hansen fuhr mit energischer Armbeziehung in ihren weiten, unmodernen Ulster hinein und fühlte dabei einen Widerstand. An dem obersten Hals lag etwas fest, das nicht zu ihr gehörte.  
„Doppa,“ sagte sie, „gehört der Pelztragen Ihnen, gnädige Frau?“ Die Angeredete nickte und griff schau zu.  
„Dante,“ sagte eine weiche, junge, traurige Stimme.  
Lore Hansen blinnte überrascht hoch. Der Ton in dem einen Wort rief an ihrem Herzen.  
So ein Kindergesicht unter dem Witwenfächer. So ein abgrundtiefes Leid in den blauen Augen. Menschlein du, was hast du dir wohl erhofft von dem heutigen Vortrag über Krieg und Ehe? Da . . . die schlanken Finger hatten kaum die Kraft, den Schleier um den Hut fest-zufassen.  
„Gesätsen Sie,“ sagte das alternde Mädchen rasch, indem sie die Kabele über dem kleinen Krepptuch befestigte.  
„Danke,“ sagte die junge Frau da noch einmal. Nun lächelte sie aber dabei. „Es . . . es ist . . . so ungewohnt, wenn sich mal jemand wieder um mich bemüht.“ . . . Unwillkürlich schritten beide nebeneinander dem

Ausgang zu, durch den ein kalter Wind wehte.  
„Das tut gut nach dem heißen Sturzbad da drinnen. Solches An-den-Kopf-Wessern von Worten kann ich nur vertragen, wenn man sich wehren kann mit einem freien Wort der Gegenseite. Das war uns heute verfallen. Und . . . so viele Vorträge auch in Berlin und überall im Reich gehalten werden, es ist und bleibt immer dieselbe Geschichte von Theorie und Praxis, diese beiden harten Gegner einigen sich nie.“  
„Ne,“ wiederholte die junge Witwe herb, unerschütterlich vor der Halte-stelle der Straßenbahn stehende. „Die Wagen sind überfüllt, man kommt selten mit um diese Zeit in dieser Gegend. Nachts allein aber durch Berlin zu gehen . . . ach, das ist schrecklich!“  
Da lagte Lore Hansen, ein herzhaftes, klingendes Lachen war es voll Kraft und Frische.  
„O weh, kleine Frau, . . . das wäre schlimm für unser Geschlecht! Da hätten ja die Männer recht mit ihren überlegenen Vätern, wenn wir uns so ein Zeugnis der Unselbstständigkeit aussuchen! Falls Sie auch im Westen wohnen, begleite ich Sie gern, ich bin ganz ohne Furcht und Schrecken zu jeder Tag- und Nachtzeit.“  
Die junge Frau war schon weitergeschritten. Nun sah sie forschend in das schmale, kluge Gesicht neben sich, und ihre Stimme war dunkel vor Schmerz und dem Bedürfnis, davon abzugehen.  
„Ach ja, Sie mögen recht haben! Und der Krieg zwingt uns ja direkt zur Selbstständigkeit. Ich kann mich nur nicht so schnell daran gewöhnen . . . die . . . die Wunde ist noch zu frisch. Und Heilung . . . oder Hilfe findet man nicht, soviel man auch grübeln und sucht.“  
„Ihr Gatte ist gefallen?“  
„Ja,“ flüsterte die junge Frau. „Wir wurden kriegsgefangen vor zwei Jahren. . . . . Als mein Kind ins Leben wollte, ging sein Vater in gleicher Stunde aus ihm fort.“  
„Aber sein Kind lebt?“  
Eine ganze Weile blieb es stumm zwischen den beiden Frauen. Sie schritten die Linden entlang, den einsamen Mittelweg, der zum Brandenburger Tor führte.  
„Es muß etwas sehr Gutes sein um so eine erfüllte Muttersehnsucht, die uns gesunden Frauen ja mehr oder weniger allen im Blute liegt. Man hat einen richtigen im Leben, ein Ziel, unverbrauchte Liebe zu befrüchten. Ich beneide Mütter, die das begreifen und so ein kleines Aufsehungswunder in sich erstehen lassen mit dem Bewußtsein, es als solches zu betrachten und zur Volkmenchen zu erziehen. Aber nur solche Mütter beneide ich! . . . . . Unsere Rednerin heute ist in vieler Hinsicht ein jama-ter Mensch, hat wohl auch in ihren Worten und Ansichten häufig sehr wunder Punkte berührt, bloßgelegt und so heilen versucht . . . sie bleibt aber oft vollständig einseitig. Wenn man bedenkt, daß viele tausend Mädchen jede Aussicht auf ein Ehe- und Mutterglück aufgeben müssen, ist es zweifellos, immer wieder die Vorzüge einer alleinseligmachenden Verbindung zwischen Mann und Weib hervorzuheben. Damit ist den tatlos im Dunkel tastenden jungen Dingen wenig geholfen. . . . . na, und wir Alten lachen darüber.“  
„Wir Alten?“ wiederholte die junge Frau lächelnd und wehrend. „Als ob Sie schon dazu zählen! Im Gegenteil, . . . diese nette, selbstverständliche Art, mit der Sie mir heute halfen, und mich nun durch das nächtliche Berlin begleiten, gibt mir eigentlich eine Art junger Kraft, Ihnen gleich zu tun . . . . . Ich bin oft so einsam . . . . . menschlichen und verlassen. Die Freunde an meinem Kinde hemmt das Leid, daß niemand daran teilnimmt, . . . vor allen der nicht, dem sie am meisten gehörte! . . . . . Der Vortrag heute lodte mich. Meine junge, zerbrochene Ehe rief an mir, hundert Fragen quälten mich, die man vor andern nicht auszusprechen magt, um die man verpöbelt wird, und doch meine ich immer, wie sind doch alles Menschen, Gott gab uns gleiche Gefühle, Instinkte, warum nur sind Menschen untereinander so grausam in ihrem Urteil und Nichtsverstehenwollen?“  
Lore Hansen blinnte warm in das zerquälte Gesicht.  
„Weil sie sich oft selbst belügen, meine liebe, gnädige Frau, aus Furcht vor diesem Urteil der Menge. Ich bin keine Rednerin und keine berühmte Schriftstellerin, auf deren Stimme die Menschen hören, sondern nur ein alterndes Mädchen, das nicht auf den Mann als Erlöser ge-

wartet hat, sondern sich durch eigenen Willen und viel Arbeit und Kampf selbst befreite und das eigene Ergebnis höher einschätzte, als die Meinung der Leute. Könnte ich aber reden und hätte die Berechtigung dazu, dann würde ich alle Menschennot und Einsamkeit, Sehnsucht und Bitterkeit nur durch eine gemeinsame Menschenliebe heilen mögen, die sich weder an Geschlecht noch Normen bindet, sondern nur liebt, versteht und gibt! Denn das Geben ist dabei die Hauptsache. Nicht von der Ehe, nicht von dem Manne das Heil erhoffen und auf ihn warten. Gewiß, Ehe und Liebe und Menschwerdung durch beide Faktoren ist und bleibt Naturgesetz, und heilig jeder Bund zwischen Mann und Weib, der in reinen Bahnen geschlossen und gehalten wird, auf daß eine gesunde und glückliche Generation aus ihm erstet. Wo das aber nicht erreicht werden kann, wie es jetzt nach dem Kriege der Fall zum großen Teil sein wird, da sollten wir Frauen uns um so stärker zusammenschließen, zusammenhalten, die eine der andern in verstandener Liebe helfend, jede nach ihrer Veranlagung und ihrem Können.“  
„Ich wünschte, ich hätte eine Freundin, die so spricht, wie Sie,“ sagte da die junge Frau leidenschaftlich und laut, „ich fasse meine nächsten Angehörigen, weil sie von einem neuen Ehe sprechen, wenn sie mich trösten wollen, so jung und hübsch, sagen sie, eine Mutter ist dieses Trösten ohne Ende! Es gab nur einen Mann für mich, und wird nur einen für mich geben, solange ich atmen kann. Eine Freundin aber brauche ich, ja, Frauen haben selbst oft mehr zu vergeben als Männer, und meine Seele trinkt an Einsamkeit und Sehnsucht nach der verstandenen Schwester im Leide.“  
„Schwieger im Leide,“ wiederholte Lore Hansen, blieb stehen, und streckte hart und warm ihre Hand der andern entgegen.  
„Ein gutes Wort ist das, gerade jetzt in dieser Zeit, wo gleiches Erleben uns Frauen auch innerlich gleich macht. Wenn ich Ihnen helfen kann, steht sie ich Gott sei Dank, was vielen noch schmerzt. Sie sind gesegneter als ich, Sie dürfen Mutter werden, ich kann's nur nachempfinden, das Muttergefühl, und wenn ich mir mal Ihr kleines Aufsehungswunder ansehen dürfte, teilhaben an dem Freuen über das neue, junge Leben, ich täte es gerne.“  
„Und mir viel, ich danke und wann helfen, es zu einem ganzen Menschen zu erziehen, ja?“  
„Ja,“ sagte Hansen. „Helfen, in dem einen Wort liegt der Inhalt unseres Lebens, liegt die Brücke von Mensch zu Mensch, welchen Geschlecht er auch sei. Etwas hat jeder zu vergeben, was dem andern fehlt, seine Ergänzung suchen, finden, und austreten dafür von eigenen Schätzen, die Gott uns gab. Hier wird eine Ehe daraus, und da eine Freundschaft, immer aber Liebe.“  
„Zimmer . . . . . aber . . . . . Liebe“ wiederholte die junge Frau glücklich, als sie neben der neuen Kameradin weiterschritt, den Kopf zu den Sternen, als erfasse sie zum erstenmal ihr wahres Licht.  
— Er hat Befähigung. Ein Vater hat sein Söhnlein in die Residenz gegeben, damit er Kellner lerne. Nach einem Vierteljahr erkundigt er sich bei dem Väter, ob sein Pepi auch zu diesem Berufe befähigt sei.  
— „D ja,“ schmunzelt der Väter, „er hat gestern schon einem Fremden zwei Mark mehr gerechnet.“  
— G e m ü t l i c h. Beamter: Was für eine Beschäftigung hat denn Ihre verheiratete Sohn genemwärtig?  
Witwe: Leider Gottes bald gar keine — er verkauft ein Stückchen von seinem Möbeln nach dem andern, und davon lebt er.  
Beamter: Gut, — schreiben wir also: Möbelhändler!  
— B e r u h i g u n g. — Bäuerin (welche Milch in der Stadt verkauft): Da dein müßte ich einen förmlichen Schwur ablegen, daß ich ta Wasser in die Milch gegeben hab', aber ich konnt's ja mit gutem Gewissen tun, denn dös befozt ja mei' Ater!  
— D e r B i l l i g e. — Bauer (in der Buchhandlung): Ich möcht' en Katedixmus für mich Zungen.  
Buchhändler: Einen ewangelischen oder einen katholischen?  
Bauer: Wat soll er kosten?  
Buchhändler: Der ewangelische 40 Pfennig, der katholische 45 Pfennig.  
Bauer: Dann gebt en ewangelischen.  
— Z w e i d e u t i g. Ich habe gestern meinen Kopf mit Königenstrahlen untersuchen lassen. . . .